(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung

Nr. 178 — Donnerstag, den 1. August — 1901

Aberglauben in der Medizin.

Von Dr. med. Hermann Günther.

(Nachdruck verboten.)

Voller Staunen hörten wir in den letzten Wochen mehrfach, daß sich bei uns in Deutschland und noch dazu in unmittelbarster Nähe der Metropole des Reiches, in Potsdam und anderen kleineren Orten der Mark, Wundermänner aufgethan haben, die außerordentlich starken Zulauf, nicht nur aus den Kreisen der Ungebildeten, haben, weil sie angeblich jede Krankheit durch Besprechen oder aber durch intensives Beten heilen. Es ist nicht unmöglich, daß an diesem neuen Auftauchen solcher Wunderthäter der Menschheit der große Erfolg kausal betheiligt ist, den Björnstjerne Björnsons Drama „Ueber unsere Kraft“ im Laufe der letzten Zeit in den größten Städten gehabt hat. Wird doch in diesem Drama die Möglichkeit der Wunderwirkung des Gebetes mit tiefstem sittlichen Ernst erörtert, und sehen wir doch in diesem Drama den Pastor Sang wirklich Wunder verrichten, der nur daran zu Grunde geht, daß er den Maßstab für das Irdische verliert und die Grenzen irdischer Kraft verkennt.

Es ist hier nicht der Ort zu theologischen Erörterungen über die Möglichkeit des Wunders. Vom medizinischen Standpunkte aus können wir ohne Weiteres die Thatsache zugeben, daß in vielen Fällen eine Heilung durch Beten oder durch andere Funktionen, die mit dem Glauben zusammenhängen, eingetreten sind. Nur dürfen wir natürlich das Eine nicht übersehen. Es ist kein Fall wirklich beglaubigt, in dem eine Heilung nur durch ein Wunder bewirkt werden konnte; dagegen sind sämmtliche Fälle von Heilung durch Gebete, Wallfahrten u. s. w., die thatsächlich festgestellt sind, so beschaffen, daß wir sie uns durchaus innerhalb der Grenzen der Wissenschaft erklären können. Das Gebet wird nur dem wahrhaft Gläubigen helfen können; nicht der Glaube wirkt, sondern der Glaube an den Glauben. Wir können alle diese Vorgänge als eine Form der Suggestion, der Autosuggestion erklären. Es ist noch niemals ein gebrochenes Bein durch Gebet wieder plötzlich heil geworden. Dagegen hat manchem Gelähmten die Wallfahrt nach Lourdes oder einem anderen Wunderort wirklich zum Gehen verholfen, wenn die Lähmung auf nervöser resp. hysterischer Grundlage beruhte.

Wir sehen hieraus, wo die Grenzen für den Gläubigen liegen; für den Abergläubischen wird es keine Grenzen geben, er wird jede Heilung durch jedes Mittel für möglich halten. Und der Aberglaube sitzt tief und fest im Volke verbreitet. Wir wollen hier nicht von den Kurpfuschern reden, die zuweilen in gutem Glauben an ihr Heiltalent, zum überwiegenden Theile aber in betrügerischer Absicht die Leichtgläubigkeit der Menschen ausnützen und sich ihre Wunderkuren kräftig bezahlen lassen. Der Schäfer Ast, der alle Krankheiten aus den mitgebrachten Nackenhaaren der Patienten diagnostizirt, jedes Leiden in der größten Entfernung kurirt und sich damit zum reichsten Manne des ganzen Radbrucher Kreises aufgeschwungen hat, ist noch keiner der schlimmsten. Die Sündenregister anderer Wohlthäter der Menschheit sind erheblich schlimmer. Aber auch ohne alle diese Männer, die aus der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Menge geschäftlichen Nutzen ziehen, würde der Aberglauben in der Medizin lustig weiter fortblühen, und es wird mit Sympathiemitteln und anderen Geheimkuren vielmehr gearbeitet, als sich die meisten Gebildeten träumen lassen. Vielleicht würde der Glaube an solche Mitteln schneller erlöschen, wenn nicht gelegentlich, natürlich nur in ganz vereinzelten Fällen, immer wieder eine Wirkung erzielt würde. Mir ist selbst aus meiner Praxis ein charakteristischer Fall erinnerlich. Ein junges Mädchen, das verlobt war, konsultirte mich, weil sie einige warzenähnliche Gebilde angeblich durch Ekel bei der Berührung einer anderen warzenreichen Hand bekommen hatte. Wir einigten uns, daß ich ihr die Warzen einige Tage später fortbrennen oder fortschneiden sollte. Als ich aber fünf Tage darauf die Patientin besuchte, waren die Warzen verschwunden; wie sie mir erröthend mittheilte, durch ein Sympathiemittel. Wir brauchen in diesem Falle keineswegs an ein bloßes zeitliches Zusammentreffen zu glauben. Es ist immerhin denkbar, daß gewisse Bildungen, die auf nervöser Basis entstanden sind, auch durch geistige bezw. nervöse Beeinflussung des Patienten wieder verschwinden können. Hier wirkt also auch das Sympathiemittel oder das Besprechen gewissermaßen suggestiv.

Die Formen, die der Aberglaube in der Medizin annimmt, sind so tausendfältig und oft so absurd, daß sie uns oft völlig sinnlos und unverständlich erscheinen. Trotzdem dürften sie sich, wie Jühling in seinem vortrefflichen Buche „Die Thiere in der deutschen Volksmedizin alter und neuer Zeit“ (Mittweida, Polytechnische Buchhandlung) richtig hervorhebt, als interessante kulturgeschichtliche Dokumente enträthseln lassen, wenn wir uns die Mühe geben, auf ihren Ursprung zurückzugehen. . . . Wir finden da oft die seltsamsten Dinge heidnischen und christlichen Ursprungs durcheinander gemengt. Wir finden Ueberbleibsel an den Glauben der wunderthätigen Kraft des Opferblutes; wir finden wieder andere Mittel die mit der Passionsgeschichte zusammenhängen. Bei ihrer Wanderung durch die Jahrhunderte hat sich nur die Erinnerung an den Ursprung oft völlig verwischt und es haben sich Variationen herausgebildet, hinter denen man kaum noch das ursprüngliche Thema zu erblicken vermag. Zum Verständniß der meisten Mittel, ist es auch nothwendig, sich daran zu erinnern, daß unsere Urahnen, heidnischer wie christlicher Religion, in den meisten Krankheiten keine natürlichen Vorgänge, sondern allerhand dämonische Einflüsse erblickten. Wir dürfen ferner nicht vergessen, das über das Wesen der Krankheit auch sonst nur die unklarsten Vorstellungen herrschten und der Name Krankheit meistens das einzig Feststehende in den Vorstellungen war.

Wir wollen ein typisches Beispiel herausgreifen. Der Kreuzschnabel gilt in vielen Theilen Deutschlands als ein gottgesegnetes Thier, weil er dem Gekreuzigten die Nägel aus den Wunden ziehen wollte und dabei nicht nur den schwachen Schnabel verbog, sondern auch sein Gefieder mit dem Blute des Heilands netzte; daher seine röthliche Färbung. Dieser Vogel nun hat im Volksaberglauben die Kraft, Krankheiten zu heilen, und zwar meistens dadurch, daß er sie dem Leidenden abnimmt und selbst daran zu Grunde geht. Hier sehen wir deutlich die Beziehungen zwischen der alten Legende von dem Kreuzschnabel, der die Leiden des Heilands mildern wollte und dem Glauben, daß der Kreuzschnabel überhaupt Leiden abnehmen kann. In den meisten Fällen soll es genügen, wenn er im Zimmer gehalten wird, manchmal lautet die Vorschrift des Aberglaubens, daß der Patient ihn ansehen muß, zuweilen muß er aus dem Trinknäpfchen des Vogels trinken. Aber fast immer wird hinzugefügt, daß der Patient gesund wird, aber der Vogel selbst zu Grunde geht. Das Letztere hängt wohl damit zusammen, daß der Vogel die Gefangenschaft schlecht verträgt und in ihr überhaupt rasch zu Grunde geht. Julius Mosen hat in den hübschen Versen verherrlicht:

„Doch der am grünen Fenster,
Der Vogel purpurroth,
Mit seinem Kreuzesschnabel,
Der half von aller Noth,
Wer sich im Wald beschädigt,
Dem sang er zu die Wund',
Und selbst den Fieberkranken
Sein Liedchen macht gesund.“

In anderen Fällen wieder spielen mystische Vorstellungen, die sich mit dem Grabe verknüpfen, eine wichtige Rolle, wohl noch mehr solche, die mit dem unnatürlichen Tode in Zusammenhang stehen. Die Henker hatten in früherer Zeit ein lukratives Geschäft durch den Verkauf von Figuren und Zehen der Gehenkten, die nicht nur für Schatzgräber, sondern auch für schwere Patienten hohen Werth besaßen. In anderen Fällen sehen wir, wie sich die Vorstellungen mit dem zunehmenden oder abnehmenden Monde verknüften lassen, da doch heutzutage noch selbst viele Gebilde ihren Kindern die Haare nur bei zunehmendem Monde schneiden, oder mit der geheimnißvollen Mitternachtsstunde oder mit unheimlichen Kreuzwegen. In vielen Fällen wird uns allerdings eine Erklärung des abergläubischen Mittels fehlen. Jühling führt uns in dem oben erwähnten Buche etwa 10 Dutzend Thiere an, die in dem medizinischen Aberglauben ihre Rolle spielen. Da ist kaum eine Thiergattung, die nicht helfen sollte; und so manches Thier soll eine Wunderkraft gegen ein ganzes Schock von Krankheiten besitzen. Dabei findet sich zuweilen natürlich noch der schönste Hexenaberglauben. So ist der Hund z. B. in folgendem Falle werthvoll: Wenn ein Kind von einer Hexe angeblasen wurde und krank liegt, so schneide die Mutter nach dem Nachtessen drei dünne Scheiblein vom Brotlaib herunter, stecke das Messer durch dieselben und lege sie so unter den Rücken des Kindes. Ist das Kind thatsächlich verhext, so wird das Messer am nächsten Morgen ganz rostig sein. In diesem Falle ziehe man sogleich das Messer aus dem Brot, bestreicht die Brotschnitten mit etwas Butter und giebt sie so einem schwarzen Hunde zu fressen, auf den dadurch die Behexung übergeht. Auch gegen Hühneraugen kann der Hund helfen; wenn man an drei Feiertagen hintereinander sie in den drei heiligen Namen mit Wurst bestreicht und die Wurst einem Hunde zu fressen giebt, so vergehen die Hühneraugen; ob der Hund dann die Hühneraugen bekommt, wird in der abergläubischen Belehrung nicht mitgetheilt.

Daß die thierischen Fette eine große Rolle spielen, ist fast selbstverständlich. Sind sie doch fast das Einzige, was man als werthvoll aus dem überreichen Thierarzneischatz früherer Jahrhunderte in die Neuzeit hinübergerettet hat. In unserer Salbentherapie spielt das Schweinefett noch immer eine wesentliche Rolle. In früherer Zeit komplizirte man die Behandlung nur durch allerhand seltsame Zuthaten. Schweinespeck galt besonders als heilkräftig gegen Warzen. Nur mußte man die Speckschwarte, mit der man die Warzen bestrichen hatte, nachher auf einen Zaun legen und dazu sprechen: „Die Schwarte werf ich den Krähen, meine Warzen sollen vergehen“; oder aber man mußte bei abnehmendem Monde die Warzen mit frischem Speck bestrichen, den man dann in die Erde vergraben mußte. Zuweilen wurde sogar, wenn das Mittel helfen sollte ein Diebstahl unerläßlich. So sollte man zur Vertreibung der Warzen ein Stück gekochtes Schweinefleisch stehlen und damit die Warzen, diesmal aber bei zunehmendem Monde, bestreichen; denn man mußte dabei sprechen: „Was ich sehe, nehme zu, was ich streiche, nehme ab.“ Der Speck wurde dann bei Nacht vergraben. Auch das kreuzweise Bestreichen der Warzen galt als empfehlenswerth . . .

Ein kurioses und in seinen sämmtlichen Beziehungen schwer zu erklärendes Mittel soll gegen Fieber helfen. Man fängt einen Krebs schreibt auf ein Papier den Namen des Kranken, hängt es dem Krebse auf den Rücken und wirft das Thier mit der rechten Hand über die Achsel wieder in das Wasser. Es ist ebenfalls möglich, daß hier eine Gedankenverbindung zwischen dem erwünschten Zurückgehen der Fiebersymptome und und dem Rückwärtsgehen der Krebse besteht. Wenn der Regenwurm in verschiedensten Varationen gegen „Zu kurze Adern“ — gemeint sind verkürzte Sehnen nach Schnittwunden u. s. w. — empfohlen wird, so ist hier vermuthlich die Aehnlichkeit zwischen der Sehne und dem Wurm entscheidend gewesen. Nannte man doch Fingereiterungen, bei denen, wenn sie vernachlässigt werden, häufig ein Stück Sehne herauseiterte, das einem Wurme nicht unähnlich sieht, kurzweg den Wurm. Natürlich werden auch gegen diesen Wurm Regenwürmer in verschiedener Art gepulvert oder lebendig oder sonstwie angewandt. Bemerkenswerth erscheint es daß ein Kind, dem man im ersten Lebensjahre einen lebenden Regenwurm in die Hand gebunden hat, bis er starb die, Fähigkeit gewinnen soll, Wumkranken durch bloße Berührung den Wurm zu heilen. Auch hier ist natürlich der Fingerwurm gemeint.

Höchst widerwärtig ist es, zu welch unappetitlichen Mitteln der Aberglaube die Menschen verleitet. So gehört wohl schon der ganze Heroismus einer Mutter dazu, wenn sie um ihrem Kinde das Zahnen zu erleichtern, einer lebenden Maus den Kopf abreißt und ihn dem Kinde um den Hals hängt. Zwischen den Mäusen und den Zähnen besteht überhaupt ein inniger Zusammenhang. In allen Provinzen erbitten die kleinen Kinder, wenn sie einen Milchzahn verlieren, von dem Mäuschen einen neuen Zahn, sie werfen den ausgerissenen Zahn über den Kopf und sprechen dazu etwa: „Maus, da hast Du ein Beenes, bring mir ein neues Zähnel“ oder etwas Aehnliches. Hierbei ist wohl die Aehnlichkeit der kleinen Milchzähne mit Mäusezähnen entscheidend. Nicht übel erdacht ist ein Mittel gegen Trunksucht: Junge unbehaarte Mäuse werden in Branntwein ersäuft, 24 Stunden darin gelassen und der Branntwein dann dem Trinker vorgesetzt. Es ist allerdings anzunehmen, daß man nach diesem Getränk sich nicht sobald zu neuer Trinkerei entschließen kann, Diese Mittel bilden noch nicht den Gipfel der Unappetitlichkeit. Es mögen zum Schlusse noch zwei ganz besonders fein ausgestiftelte angeführt werden. Gegen Wechselfieber hilft ein Tränkchen aus Salbeiwasser und nur bei abnehmendem Monde gefangenen Flöhen. Dasselbe ist drei Mal zu nehmen und zwar Morgens, Mittags und Abends jedesmal drei Flöhe. Gegen Kolik endlich soll man neun Tage hintereinander Wanzen einnehmen, am ersten Tage vier, am zweiten fünf und so weiter bis man am 9. Tage mit 12 Wanzen zu Ende ist.

Wir sehen, zu welch seltsamen und ungeheuerlichen Verirrungen der Aberglauben die Menschen verleiten kann; nur durch fortgesetzte unermüdliche Aufklärung in allen Schichten ist bei diesem wie bei jedem anderen Aberglauben allmählich Besserung zu erhoffen.

Zur Geschichte des deutschen Badewesens.

Während der Werth des Wassers für die menschliche Gesundheit erst in unserer Zeit voll anerkannt worden ist, reicht doch der Gebrauch der Bäder überhaupt in die älteste germanische Vorzeit zurück. Schon Tacitus rühmt an den Germanen die Liebe zur Reinlichkeit und berichtet, daß sie jeden Morgen badeten und dies als das erste Geschäft des Tages ansähen. Die Germanen, und unter ihnen vor Allem die Franken, galten als vortreffliche Schwimmer, und deutschen Kaisern, wie Karl dem Großen, Otto II. und Friedrich Barbarossa wird dasselbe nachgerühmt. Das Baden im Freien blieb durch das ganze Mittelalter hindurch und noch während der nächsten zwei Jahrhunderte gebräuchlich. Wie das Leben zu jener Zeit von oben herab gemaßregelt und bewacht wurde, so bestrafte die Frankfurter Behörde den Gebrauch des Flußbades in der kalten Jahreszeit als der Gesundheit nachtheilig. Dieselbe Behörde ließ den Einwohnern zu wiederholten Malen gebieten, nicht anderes als mit Beinkleidern im Main zu baden, und vom Jahre 1541 berichtet die „Chronik von Frankfurt“, daß der Rath acht Männer, die „am St. Petritag im Main bloß und nackt gebadet, getanzt und gesprungen“, zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt habe. Gegen Ende 18. Jahrhunderts kam das Flußbaden sogar bei jungen Leuten außer Brauch; es wurde als unschicklich angesehen. Die Benutzung der deutschen Badbrunnen, Heilbäder oder Wildbäder kam erst spät in Aufnahme. Aber ihren lebhaften Besuch verdankten viele Mineralquellen nicht einzig ihrer wirklichen oder eingebildeten heilkräftigen Wirkung, sondern dem Umstande, daß jene Kurplätze sich allmählich zu Vergnügungsorten gestaltet hatten. „Manche scheuten sich derwegen nicht, ganze durchgehende Nächte zu zächen, zu schreyen, zu jählen, zu rasselln und zu spielen, haben auch wohl biß an den hellen lichten Morgen Spiel Leuth bei sich.“ Vom Ende des 15. Jahrhunderts an stellen die meisten Abbildungen die Badenden essend oder trinkend dar, auch hat sich aus derselben Zeit eine ziemliche Zahl von Badeliedern erhalten. Die Leute verweilten mitunter vier Stunden im Bade, und in Ems badete man jeden Tag eine Stunde länger bis zu zehn Stunden; ja, es wird sogar eines Falles aus jener Zeit gedacht, in dem ein Wassersüchtiger ohne Unterbrechung zehn Tage lang im Bade blieb, in ihm aß und schlief. Besonders bei dem weiblichen Theil der bemittelten Gesellschaftsklassen gelangte der Besuch solcher Kurplätze zu so hoher Gunst, daß sich Guarinonius zu dem Ausspruch hinreißen läßt, daß „die Weiber viel weniger als die Gänns und Enten des Wassers entrathen können“, und jede irgend eine Krankheit vorzuschützen wisse, um vom häuslichen Herde nach einem Badeort zu entschlüpfen, damit sie dort „lustig ihren Ehemännern eine waxene Nasen träen kunden“. Herzlose Ehemänner wagen zuweilen, sich den Badefahrten ihrer Ehehälften zu widersetzen. Um sich solcher tyrannischen Willkür zu entziehen, ließen Bräute des 18. Jahrhunderts sich die Gestattung einer alljährlichen Badereise ehekontraktlich sicherstellen. Die öffentliche Meinung sprach sich mehrfach gegen diese dem Eheglück und Familienwohlstand wenig förderlichen Badefahrten so unliebsam aus, daß bereits in einer der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts angehörenden, von Kupferstichen begleiteten Schrift über die deutschen Mineralquellen eine dieser Abhandlungen, die das Gebahren der weiblichen Gäste in Kurorten veranschaulicht, durch die Verse illustriert erscheint: „Der Mann schafft Tag und Nacht, badet in seinem Schweiß — Alles die Frau verzehrt in ihrem Bad mit Fleiß.“

(Köln. Ztg.)

Was die Frauen trinken,

sei jetzt auch mitgetheit, nachdem jüngst bekannt gegeben wurde, was die deutschen Männer trinken. Schon der Umstand, daß sie bei der Betrachtung des Schnaps-, Bier- und Weinkonsums ausgeschlossen werden konnten, ist ein Ruhmeszeichen für die deutsche Frau, das derjenige nicht gering veranschlagen wird, der da weiß, daß es nicht überall so ist. Ihre englische Geschlechtsgenossion z. B. verschmäht es nicht, den auf sie entfallenden Antheil an dem landesüblichen Brandy mit Wasser zu sich zu nehmen und sich Abends mit der beliebten nigktcap (Nachtmütze), wie man den Schlummertrunk beschönigend nennt, zu versorgen. Bei uns in Deutschland ist das eigentliche Frauengetränk immer noch der Kaffee. Sein Verbrauch hat sich in den letzten zwei Menschenaltern verdoppelt; denn während 1840 nur 1 1/4 Kg. auf die Person entfielen, kamen 1900 auf den Kop

der Bevölkerung 2,69 Kg. Die in neuerer Zeit zahlreich gewordenen Kaffeesurrogate haben also ebenso wenig wie die zahlreichen „Gesundheitskaffees“ den Bohnenkaffee in seiner Stellung als Lieblingsgetränk der Frauen zu erschüttern vermocht. Neben ihm vermögen die anderen Getränke nicht recht aufzukommen, wenngleich ihr Verbrauch verhältnißmäßig stärker gestiegen ist, als der Kaffekonsum. So betrug 1840 der Kakao-verbrauch 10 Gr. pro Kopf, 1900 dagegen 280 Gramm, also das Achtundzwanzigfache. Der Thee verbrauch stieg im gleichen Zeitraum von 4 auf 50 Gr. — Zu den Frauengetränken wird Zucker verwendet, also möge auch seiner mit einem Worte gedacht werden. Sein Verbrauch ist ebenfalls gestiegen, wenn auch bei Weitem nicht so stark wie derjenige der vorerwähnten Getränke. Vor einem Jahrzehnt entfielen auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 9,5 Kg, gegenwärtig werden 13,7 Kg. verbraucht. — Daß die Frauen die angegebene Getränkmengen allein verbrauchen, soll selbstverständlich ebenso wenig behauptet werden, wie daß den Männern allein der Bier- und Schnapsverbrauch zur Last zu legen sei. Aber die bei Weitem größere Quantität dürfte doch in dem einen Falle auf die Männer und in dem anderen auf die Frauen kommen und damit eine Trennung in der Weise, wie wir es vorstehend gethan haben, nicht unberechtigt erscheinen.

Kunst und Wissenschaft.

— Vom alten Heidelberger Schloß schreibt man der „Frkf. Ztg.“: Die im vergangenem November auf dem Molkenkur-Terrain im Auftrag des „Schloßvereins“ begonnenen Ausgrabunge sind jetzt beendigt worden. Sie erfolgten in der Absicht, den detaillirten Grundriß der vielumstrittenen „oberen Burg“ auf dem kleinen Gaisberg festzustellen. Diese Absicht jedoch blieb unerfüllt. Eine ganze Reihe von zum Theil eben durch diese Ausgrabungen ermittelten Umständen trug dazu bei, sogar die Grundmauern des „Alten Schlosses“ bis auf wenige Reste verschwinden zu lassen. Immerhin reichen diese aus, das Bild der mittelalterlichen Burg auf der Molkenkur zu rekonstruiren, und bringen für die bisher nicht völlig verständliche, berühmte Federzeichnung der „arx superior“ die Pfalzgraf Otto Heinrich 1537 entwarf, eine willkommene Erklärung und Bestätigung. Man hatte an prähistorische Besiedelung der Stelle gedacht. Gelegentliche Münzfunde schienen darauf hinzuweisen, daß der ausgezeichnete strategische Punkt sodann den Römern zu militärischen Zwecken gedient habe. Für Beides konnten schon in Folge der völligen Umgestaltungen des Bodens, die diese Stätte in der Zeit von 1537 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts erfahren hat, keine Zeugnisse gefunden werden. Ueber die dennoch nicht unbeträchtlichen Ausgrabungs-Ergebnisse wird demnächst ein ausführlicher Bericht in den „Mittheilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses“ erscheinen.

Vermischtes.

Von einer Königstafel erzählt die „Münch. Allg. Ztg.“ eine sehr hübsche Geschichte. Als Wilhelm I. noch König von Preußen war, kam einmal in irgend einer wichtigen Angelegenheit eine ländliche Abordnung nach Berlin und wurde von den Majestäten zur Tafel gezogen. Beim Nachtisch, zu dem es wie gewöhnlich wundervolle Bonbons gab, bemerkt der Oberzeremonienmeister Graf Stillfried, wie einer der ihm gegenübersitzenden, etwas unbeholfenen Abgeordneten, dem die Schale mit Konfekt eben gereicht wird, sich einen Augenblick umsieht, ob ihn auch Niemand beobachtet, dann zwei der schönsten Stücke nimmt und dieselben hastig in seiner Tasche verschwinden läßt. Aha, denkt sich der Stillfried, der Mann hat Kinder zu Hause, denen er etwas mitbringen will, und menschenfreundlich, wie er war, geht er nach aufgehobener Tafel zu dem Manne hin und übergiebt ihm noch zwei Bonbons mit den Worten: „Für Ihre Kinder.“ Königin Augusta, die eben mit einem in der Nähe Stehenden spricht, hört nur das Wort Kinder, und froh, ein Gesprächsthema zu haben, wendet sie sich rasch zu dem Abgesandten mit der Frage: „Wie viele haben Sie?“ Dieser, schon tödtlich beschämt durch die Freundlichkeit des Grafen, deren Zusammenhang er erräth, und nun durch die plötzliche Anrede der Königin noch ganz niedergeschmettert, bezieht die Frage nur auf seine, wie er glaubt, unrechtmäßig erworbenen Bonbons und stottert: „Vier Majestät aber zwei sind vom Grafen Stillfried!“ Man kann sich das Gesicht der Königin denken, bis es Stillfried gelang, das Mißverständniß aufzuklären.

„Hah, das Gold ist nur Chimäre!“ Der „Cri de Paris“ bringt folgende Geschichte: unter den Herrschern und sonstigen Fürsten Nordeuropas wird gegenwärtig für die Wittwe eines Fürsten gesammelt, der nur Schulden hinterlassen hat. Der König von Sachsen nahm sich der armen Fürstin an und setzte sich mit 20 000 M. an die Spitze der Zeichnungsliste. Der sächsische Gesandte in Wien setzte die Sammlung mit großem Erfolge fort und kam auch zu dem Herzog von Cumberland. Der Herzog hörte den Gesandten an, zeigte sich tief erschüttert von dem Unglück der Fürstin, eilte zu seiner Kassette und überreichte dem Gesandten zwei 8 Gulden-Goldstücke. Der Gesandte konnte seine peinliche Ueberraschung nicht verbergen, und der Herzog, dies wahrnehmend, zeigte sich ungehalten, als der Gesandte sich der Thatsache erinnerte, daß der Herzog nie selbst seine Ausgaben bestreitet und überhaupt den Werth des Geldes nicht kennt. Mit Rücksicht darauf, glaubte der Gesandte dem Herzog Aufklärungen über die Kaufkraft der 16 Gulden geben zu dürfen, worauf der Herzog sein Versprechen entschuldigte und 15 Gulden zeichnete.

Mark Twain hat kürzlich eine lustige Geschichte von dem ersten großen Bankett, das ihm zu Ehren in London veranstaltet wurde, zum Besten gegeben. Da er an derartige Veranstaltungen noch nicht gewöhnt war, langweilte er sich. „Ehe wir zu essen begannen,“ erzählte er, „las der Lord Mayor oder irgend ein Anderer eine Liste der hervorragendsten Gäste vor, und wenn er irgend einen besonders prominenten Namen nannte, applaudirten die Uebrigen lebhaft. Ich entdeckte, daß einer meiner Nachbarn ein interessanter Plauderer war. Gerade hatten wir ein anregendes Gespräch begonnen, als ein wüthendes Händegeklatsch begann. Solch einen Applaus hatte ich früher noch nie gehört, und mechanisch stimmte ich mit ein. Da bemerkte ich, daß meine Nachbarschaft mich überrascht und vergnügt lächelnd ansah. Ich wurde unruhig, applaudirter stärker und fragte schließlich meinen Nachbarn: „Wem gilt denn dies?“ „Samuel Clemens,“ antwortete er, „besser unter dem Namen Mark Twain bekannt.“ Da hörte ich zu klatschen auf und schämte mich, wie noch nie in meinem Leben. Ich hatte mich selbst beklatscht.“

Wie fromme Legenden gemacht werden — wir gebrauchen mit gutem Bedacht diesen Ausdruck und nicht das Wort „entstehen“ — dafür findet sich in der Wiener „Reichspost“ ein sehr interessanter Belegfall. Dieses erzultramotane Blatt veröffentlicht eine Rede, die der sattsam bekannte Jesuitenpater Abel am Schlusse der Männer-Wallfahrt nach Mariazell gehalten hat. In der Rede, die mit den üblichen Ausfällen auf die Freimaurer und Juden garnirt ist, erzählt Pater Abel folgende Geschichte: „Am Ende der Sechziger Jahre kam ein Unteroffizier des Regiments König der Belgier, das sich aus Steiermark rekrutirt, zu mir in Preßburg und sagte: „Geistlicher Herr, morgen haben wir Parade; wissens ich bin der schönste Mann im Regiment, darum haben sie mich ausgewählt, die Fahne zu tragen; aber, das sag ich Ihnen, mit den unreinen Händen, die ich jetzt habe, trage ich die Fahne nicht. Bitte, ich möchte noch zuvor beichten.“ Der Unteroffizier hatte den Sturm auf die Düppeler Schanzen im Jahre 1864 mitgemacht. „Sechsmal“, erzählte er, „waren wir zurückgeworfen, das siebente mal kam ein Windstoß, entfaltete die Regimentsfahne, wir sahen das Bild der Muttergottes auf der österreichischen Regimentsfahne, da stürmten wir unaufhaltsam voran und die Düppeler Schanzen wurden genommen.“ Die Geschichte ist ein aufgelegter Schwindel, wie die „Voss. Ztg.“ scherzend sagt; denn die Düppeler Schanzen sind nicht von frumbem kaiserlichen Kriegsvolk, sondern von „ketzerischen“ Preußen erstürmt worden. Aber was liegt einen richtigen Jesuiten an solch kleiner Geschichtsfälschung? Wenn sie nur „erbaulich“ wirkt und der „Muttergottes von Mariazell“ neue Verehrer und wohl auch — Opferspenden einträgt!

Erfolgreiche Glücksritter. Wie das „B. T.“ aus Paris meldet, ist die dortige Polizei einer Bande von Glücksritter auf der Spur, die auf Rennplätzen zweiten Ranges zu operiren pflegen. Die Mitglieder der Bande sind bereits längere Zeit erfolgreich bemüht gewesen, den Söhnen reicher Familien durch betrügerische Wettmanipulationen das Geld aus der Tasche zu locken; so ließen sie beispielsweise bei einem Rennen ein gutes Pferd unter dem Namen eines berüchtigten Schinders laufen. Ihre Einnahmen waren sehr respektabel; einem Prinzen B. wurden 70 000 Francs abgenommen, einem Herrn v. R. 65 000. Anderen ähnliche Summen.

Ein schweres Motorwagen-Unglück trug sich, wie aus Paris geschrieben wird, an der Seine zu. Der Führer wollte einem Fiaker ausweichen und gelangte zu nahe an den Straßenrand, sodaß das Fuhrwerk über die Böschung etwa 10 Meter weit bis in den Fluß hinunterglitt. Der Eigenthümer des Fuhrwerks, Herzog von Morny und ein Gehilfe besaßen so viel Geistesgegenwart, rechtzeitig herauszuspringen und kamen mit einigen Verletzungen davon. Der Führer, der ihr Beispiel zu spät nachahmte, kam unter die Räder und wurde schwer verletzt, noch schwerer aber sein Sohn, der in Lebensgefahr schwebt. Die Feuerwehrmannschaft hatte 2 Stunden zu thun um den Wagen mit Krähnen aus dem Wasser zu holen.

Ein kostspieliger Käse. Man schreibt der „Frkf. Ztg.“ aus Zürich: Kürzlich machte der Züricher Limmatklub eine Wasserfahrt nach Straßburg. Wie nun vor jetzt vor 325 Jahren auf dem von Fischart besungenen „Glückhafften Schiff“ ein Topf mit Hirsebrei mitgeführt wurde, ähnlich führten die Mannen des Limmatklubs auf ihren Waidling auch etwas Eßbares, allerdings etwas Kaltes, nämlich einen Käse mit um ihn mit den Straßburger Freunden in der wunderschönen Stadt zu verzehren, wie man es weiland, mit dem Hierbei gemacht. Die Presse nahm von der Käse-Atzun Notiz, wie sich zeigen sollte, zum Schaden der Züricher. Auf dem Heimwege, den man zu Land mit der Eisenbahn antrat, machten die Theilnehmer der Fahrt zu Freiburg i. B. Halt. Kaum waren sie am Bahnhof ausgestiegen, als auch schon zwei Landjäger herkamen und den Vorsteher des Klubs nach dem Zollamt zitirten. Dort wurde dem Eidgenossen eröffnet, daß man den Käse unverzollt nach Deutschland gebracht und also gegen das Gesündigt habe. Alle Vorstellungen welcher Art der Käse-Export gewesen sei, fruchteten nicht, und nicht eher konnte der Citirte abreisen, bis er 400 M. die ihm von befreundeter Seite in Freiburg vorgeschossen wurden, hinterlegt hatte. Mit gemischten Gefühlen reiste man dann heimwärts der Schweizergrenze zu. In Zürich angelangt, wurde ein Konsilium abgehalten, dessen Ergebniß die Abfassung eines Schreibens an die badische Zollbehörde war, worin um Absolution von der begangenen Zollsünde, d. J. um Befreiung von Zoll und Zollbuße gebeten wurde. Ob es helfen wird? Einstweilen mag man sich notiren, daß die Züricher Käsefahrt im Juli A. D. 1901 stattgefunden hat.

Für die Redaction verantwortlich Karl Frank in Thorn.

Handelsnachrichten.

Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Danzig, den 30. Juli 1901.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notirten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet

Weizen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch bunt 753 Gr. 163 Mk.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr. Normalgewicht
inländ. grobkörnig 723—753 Gr. 131—136 Mk.

Gerste per Tonne von 1000 Kilogr.
inländische kleine 621—704 Gr. 125—126 M. bez

Rübsen per Tonne von 1000 Kilogr.
transito Winter- 195—244 Mk. bez.

Raps per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch Winter- 250—252 Mk.

Kleesaat per 100 Kilogr.
roth 100 Mk.

Amtl. Bericht der Bromberger Handelskammer

Bromberg, 30. Juli 1901.

Weizen 168—173 M., absall. blausp. Qualität unter Notiz.

Roggen, gesunde Qualität 135—142 Mk. feinst. über Notiz

Gerste nach Qualität 125—130 Mk.
gute Brauwaare 135—145 M. nominell.

Futtererbsen nom. bis 150 Mk.

Kocherbsen 180 Mark.

Hafer 140—145 Mk.

Der Vorstand der Producten-Börse.

Bekanntmachung.

In unserer Verwaltung ist die Stelle des **Magistrats-Registrators** zum 1. Oktober d. Js. zu besetzen.

Bewerber, jedoch **nur Militäranwärter**, welche mit Registratur-Verwaltung einer größeren Communal-Verwaltung und den einschlägigen Arbeiten **genau** vertraut sind, werden ersucht, sich unter Vorlage von entsprechenden Zeugnissen, eines Gesundheits-Attestes, sowie des Lebenslaufs und des Civilversorgungsscheins

bis zum 27. August d. Js.

an den unterzeichneten Magistrat zu wenden.

Das Gehalt der Stelle beträgt 1500 Mark steigend in 5mal 4 Jahren um je 150 Mark bis 2250 Mark. Außerdem wird ein Wohnungsgeldzuschuß von 10% des jeweiligen Gehalts gezahlt.

Die Anstellung erfolgt auf dreimonatliche gegenseitige Kündigung mit Pensionsberechtigung und vorläufig auf sechsmonatliche Probedienstleistung. Bei der Pensionirung wird die Hälfte der Militärdienstzeit angerechnet.

Thorn, den 15. Juli 1901.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

An der hiesigen höheren Mädchenschule ist die Stelle einer

Zeichen- und Schreiblehrerin

zum 1. Oktober cr. zu besetzen.

Das Gehalt der Stelle beträgt 900 Mark und steigt in 9 dreijährigen Perioden, beginnend nach 7jähriger Dienstzeit im öffentlichen Schuldienste, um je 100 Mark bis zum Höchstbetrage von 1800 Mark. Daneben wird eine jährliche Stellenzulage von 50 Mark und von der definitiven Anstellung ab ein jährlicher Wohnungsgeldzuschuß von 200 Mark gewährt.

Bei der Pensionirung wird das volle Diensteinkommen von der Anstellung im Schuldienste ab angerechnet.

Bewerberinnen, welche die Prüfung für Zeichen-Lehrerinnen an höheren Mädchenschulen in Gemäßheit der Prüfungs-Ordnung vom 23. April 1885 u. 15. April 1897 (einschließlich der im § 5 der Prüfungs-Ordnung bestimmten Anforderungen) bestanden haben, wollen sich unter Beifügung ihrer Zeugnisse und eines Lebenslaufs **bis zum 15. August d. Js.** bei uns melden.

Thorn, den 6. Juli 1901.

Der Magistrat.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.